



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

um mich ist, dann höre ich eine Stimme in mir, die leise sagt: Er hat mich doch geliebt, und er weiß jetzt, daß ich immer sein geblieben bin. Immer und ewig; Ist das nicht wundervoll? Und diesen Frieden im Alter danke ich einer Kinderhand!

Nun ist die alte Tante schon lange tot, und im Sommer blühen die Rosen auf ihrem Grabe. Blasse Rosen sind es, von zartem, feinem Dufte, blasser Rosen, wie sie so vielen Herzen in diesem Leben genügen müssen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Lage in China. (Shanghai, Dezember 1891.) Selbst sehr zum Zweifel geneigte Menschen glaubten eine Zeit lang, daß die fremden Gesandten in Peking endlich einmal nicht bei Worten und Depeschen stehen bleiben, sondern zu Thaten schreiten würden, nachdem sie in seltner Einmütigkeit gemeinsame Forderungen an die chinesische Regierung gestellt hatten, durch die eine Wiederkehr von Unruhen verhindert oder wenigstens erschwert werden sollte. Aber die Chinesen haben durch zähe Verschleppung doch wieder den diplomatischen Sieg davongetragen, nicht zum ersten und gewiß auch nicht zum letzten Male. Als Anfang September nach längerer Pause ein neuer Angriff auf Missionare in Sutschang am oberen Yangtzejiang stattfand, fingen die Dinge wirklich an, ganz kriegerisch auszu sehen, so daß der Zweifel an dem Ernste der Gesandten nach und nach fast ganz verstummte. Man sprach von einer Besetzung Shangais durch die verbündete Flotte. Die bedeutenden Zolleinkünfte dieses Hafens sollten dann so lange als Pfand dienen, bis die Forderungen der Mächte erfüllt wären.

Aber, aber — die wenigen noch übriggebliebenen Ungläubigen sollten doch Recht behalten, wenigstens insofern, als sich ihre Behauptung, irgend ein an sich unbedeutender politischer Zufall würde sofort die mühsam errungne Einigkeit sprengen, schlagend bewahrheiten sollte. Eines schönen Tages war nämlich in den Zeitungen zu lesen, die Russen wären im Begriff, einen weiteren Schritt nach Indien zu machen, indem sie auf der Hohebene von Pamir vordrängen. Auf dieser Hohebene, dem „Dach der Welt“, wo sich die Interessenkreise der drei gewaltigen Reiche der Russen, Chinesen und Engländer berühren, wurde durch das Vordringen von vielleicht nicht mehr als ein paar hundert Mann der Einigkeit der Mächte in China ein sanfter Tod bereitet. Denn als dies Vorgehen der Russen bekannt wurde, machten die Engländer sogleich eine diplomatische Schwenkung, indem sie gegen China, den möglichen Verbündeten gegen Rußland in Hochasien, mildere Saiten auferzogen. Da nun die englischen Interessen in China weit größer sind als die aller andern Ausländer zusammen, und da ferner die beiden einzigen während der Unruhen umgekommenen Personen englische Staatsangehörige waren, so wurde durch die erwähnte Schwenkung der schönen Eintracht ein Ende gemacht. Die Chinesen konnten aufatmen, wenn sie überhaupt jemals ernstlich besorgt gewesen waren. Vielleicht bauten sie selbst während der ganzen Zeit zuversichtlich

darauf, daß das System der Verschleppung, worin sie Meister sind, schließlich doch den Sieg erringen würde. Es wird berichtet, sie hätten nicht weniger als drei Ultimata von den Gesandten bekommen, mit denen übrigens während dieses ganzen Schriftwechsels die höflichsten Beziehungen aufrecht erhalten wurden. Man verkehrte mit einander, als ob ein Ultimatum ein ganz gewöhnlicher Brief wäre. Während ein Kriegszustand nahe zu sein schien, trank man gemüthlich bei den Pferderennen und andern Gelegenheiten Sekt miteinander, als ob alles in bester Ordnung wäre.

Jeder einzelne Gesandte, und mochte er für seine Person auch noch so energisch sein, war herzlich froh, die Sache in Folge des plötzlichen Wiederauftauchens der russisch-englischen Frage in Hochasien ein so gemüthliches Ende nehmen zu sehen. Denn ein bestimmtes und unbeugsames Auftreten gegen die chinesische Regierung ist ein Ding, das garstige Stacheln hat, weil zu der starken Eifersucht der Mächte unter einander noch die weite Entfernung hinzukommt, die einen Krieg sehr kostspielig macht. Daher kann man sich nicht allzusehr wundern über die allgemeine Neigung der Diplomaten, womöglich stets ohne Gewalt auszukommen und sich mit Versprechungen zu begnügen, woran es natürlich auf chinesischer Seite nicht gefehlt hat. Hoch und heilig ist von Peking aus versichert worden, solche Unruhen sollten nicht wieder vorkommen. Wenn sie sich nun aber doch wiederholten, was dann? Nun dann wird eben wieder ein Ultimatum geschickt, um ein neues Versprechen zu bekommen, und so fort.

Zunächst freilich können wir wohl, vorausgesetzt daß keine revolutionäre Bewegung von Bedeutung eintritt, ruhigeren Zeiten entgegensehen, weil die gemessenen Befehle zum Schutze der Fremden, die von Peking aus an die am Yangtzejiang regierenden Vizekönige und durch diese an die niedern Beamten ergangen sind, endlich die nötige Wirkung auszuüben scheinen. Ferner ist es den Gesandten, wenn auch nicht ohne Mühe, gelungen, einen kaiserlichen Erlaß zu erwirken, der überall in dem weiten Reiche durch Maueranschlag bekannt gemacht worden ist. Darin wird von der christlichen Religion in achtungsvollster Weise gesprochen, und die Missionare werden ausdrücklich in den Schutz sämtlicher chinesischen Beamten gestellt. Ist denn das aber nicht ein greifbares Ergebnis, wenn in einem autokratisch regierten Lande, wie es China ist, der Herrscher selbst einen solchen Befehl erläßt? wird mancher fragen. Nun, ganz ohne Nutzen wird der Erlaß nicht sein, aber daß man sich nicht unbedingt auf seine Wirkung verlassen kann, haben die Ereignisse sogar bewiesen; denn die Vorgänge in Tschang fallen später. Und was helfen selbst kaiserliche Worte, wenn die untern Beamten sich zwar wohl hüten, die befohlene Bekanntmachung zu unterlassen, zugleich aber wenig oder nichts thun, um der von der Provinz Hunan ausgehenden Verbreitung von schamlosen fremdenfeindlichen und widerchristlichen Flugchriften Einhalt zu thun?

Mehr und mehr hat sich gezeigt, daß hier die Hauptursache der Unruhen zu suchen ist. In China ist es so schwierig, einer Sache auf den Grund zu kommen, daß man zufrieden sein muß, wenn man nur eine einigermaßen ausreichende Erklärung für einen ungewöhnlichen Vorgang gefunden hat. Am wahrscheinlichsten ist es, daß mehrere Ursachen bei den Unruhen zusammengewirkt haben. Viele glauben noch immer an eine bevorstehende Revolution, obgleich ein ursächlicher Zusammenhang zwischen revolutionären Regungen und der Bewegung gegen die Missionare durch nichts bewiesen ist. Das vorschnelle Urtheil hat sich in diesem Falle für die Urheber selbst als recht nachtheilig erwiesen. Beim Ausbruch der Unruhen klügelten nämlich einige schlaue Leute aus, um der Missionare willen,

deren Anwesenheit einem großen Teile des chinesischen Volkes ganz gleichgültig wäre, könnten sich nicht so viele Köpfe erhitzt haben; die Unruhen müßten daher nur Mittel zum Zweck sein. Die Verschwörer, hieß es in allen Zeitungen, wollten die chinesische Regierung in Ungelegenheit mit den fremden Mächten bringen, um dann im Trüben fischen und die jetzige Regierung umstürzen zu können. Wie sich die maßgebenden Beamtenkreise in Peking wohl dabei ins Fäustchen gelacht haben werden! Schleunigst wurde der chinesische Gesandte in London angewiesen, diesen Einfall als Hauptsaita auf seine eigne Violine zu spannen und den Ton dieser Saite ungefähr so zu stimmen: Wir armen Chinesen! Nun steht uns eine Revolution in Aussicht, und zu gleicher Zeit kommt ihr mit euern Kriegsschiffen und droht mit Gewaltmaßregeln, wenn die Unruhen nicht aufhören werden! Laßt uns doch nur zunächst allein machen und stört uns nicht in unsern Vorbereitungen zur Unterdrückung der Revolution, sonst können wir für nichts einstehen, und wenn dann manche Europäer und Amerikaner an Leib und Leben Schaden nehmen sollten, so werdet ihr es euch selbst zuzuschreiben haben!

Man wird zugeben, daß dies ein außerordentlich kluger Einfall war. Es wurde damit ein Gedanke aufgegriffen, den die Ausländer selbst verbreitet hatten, und zugleich wurde den fremden Gesandten in Peking ein hochwillkommener Anlaß gegeben, es mit der wörtlichen Bedeutung eines Ultimatus nicht allzu genau zu nehmen, bis dann ein freundliches Geschick in Gestalt einiger Rosaken auf der Hochebene von Pamiir alle Beteiligten von ihren Sorgen erlöste.

Eine zweite Ansicht ist die, daß die chinesischen Beamten selbst in ihrem Hass gegen die Ausländer die Unruhen angezettelt hätten. In dieser Auffassung steckt ein richtiger Kern, aber die Beamten unmittelbar verantwortlich zu machen, ist weit über das Ziel hinausgeschossen. Daß sie die Ausländer durchaus nicht lieben, ist zu natürlich, als daß man sich darüber wundern sollte. Aber bei Unruhen, die gegen die Fremden gerichtet sind, die Hand selbst mit im Spiele haben zu wollen, würde in den meisten Fällen viel zu gefährlich für die Sicherheit ihrer Stellung sein, als daß sie so etwas nicht aus einfachster Klugheit lieber hübsch bleiben lassen sollten.

Andererseits unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß die Mandarinen ihrer stillen Abneigung gegen die Ausländer in mittelbarer Weise Ausdruck gegeben und dadurch ganz entschieden den Unruhen Vorschub geleistet haben. Schon in unserm ersten Aufsatz über die Unruhen ist von den in der Provinz Hunan gedruckten und von dort her verbreiteten Flugschriften die Rede gewesen. Inzwischen hat sich ein in Hankau ansässiger Missionar, Dr. Griffith John, der Mühe unterzogen, den Urhebern dieser anstößigen Litteratur auf die Spur zu kommen, und es ist ihm auch gelungen, eine Anzahl von Personen namhaft zu machen, die von Hunan aus diese Flugschriften verbreitet haben. Hierdurch hat er sich große Verdienste erworben, denn diese Leute sind die eigentlichen Uebelthäter. Durch ihr Thun wurde seit mehreren Jahren die öffentliche Meinung der Chinesen am ganzen Yangtzeckiang derart beeinflusst, daß es für einige unternehmende, plünderungslustige Köpfe nicht schwer sein konnte, die Menge zu Thätlichkeiten gegen die Mission fortzureißen. Denn unzufriedne Leute giebt es genug in China, ohne daß man deshalb an eine Revolution zu denken braucht. Sie sind auch mit der Plünderung von Christenhäusern zufrieden, wenn sie den Boden so wohl vorbereitet finden, und wenn sie annehmen zu dürfen glauben, die Beamten, die nicht gegen die Verbreitung solcher Flugschriften eingeschritten seien, würden wohl beim Abbrennen von Missionsstationen gleichfalls ein Auge zudrücken. Hierin haben sie sich auch nicht ganz

getäuscht. In manchen Orten hätte es vollkommen in der Hand der Beamten gelegen, den Aufruhr im Keime zu ersticken und die Kirchen und Häuser der Missionare vor Zerstörung zu bewahren. Statt dessen ließ man die Plünderer ruhig gewähren. Als dann die fremden Gesandten auf nachdrückliche Bestrafung der Brandstifter und der säumigen Mandarinen drangen, sind einige Personen geköpft und ein paar Beamte abgesetzt worden. Außerdem hat man es an reichlicher Entschädigung in Geld nicht fehlen lassen. Aber die Öffnung von Hunan für den fremden Handel und die Missionen, wovon anfangs so viel die Rede war, scheint ganz von dem Programm der Gesandten gestrichen zu sein, trotzdem daß kürzlich von der Bevölkerung dieser Provinz eine Proklamation ausgegangen ist, worin sie sich verpflichtet, die gefaßten Fremden aufs äußerste zu bekämpfen. Mit keinem Worte ist in dieser Proklamation von revolutionären Absichten die Rede. Im Gegenteil heißt es darin ausdrücklich, die ganze Provinz wolle bis auf den letzten Mann für die Dynastie in Peking einstehen.

Auch sonst sind für eine den Sturz der jetzigen Dynastie planende Bewegung bis jetzt gar keine Beweise beizubringen gewesen. Eine Anzahl von Kisten mit Waffen, die von Hongkong hierher kamen und mit Beschlagnahme belegt wurden, weil ein bis dahin in chinesischen Diensten stehender englischer Zollbeamter sie den Yangtsekiang hinauf zu schmuggeln versuchen wollte, scheinen zwar das Gegenteil zu zeigen. Aber diese Angelegenheit, die hier an der ganzen Küste viel von sich reden gemacht hat, wird wohl einem etwas aus den Fugen geratenen Gehirn ihren Ursprung verdanken. Der Betreffende wollte sich selbst an die Spitze einer Bewegung stellen, die zum größten Teil nur in seinem eignen Kopfe bestand.

Sodann hat es sich kürzlich im Norden etwas geregigt, und dort ist auch wirklich eine Art Aufruhr zustande gekommen. Sobald aber der Vizekönig Li Hung Tschang in Tientsin ein paar tausend seiner hauptsächlich von deutschen Offizieren gut gedrillten Truppen den auf angeblich 7—8000 Mann angewachsenen Rebellen entgegensandte, wurden diese in alle Winde zerstreut. Es scheint also nicht mehr als eine ungewöhnlich große örtliche Störung der Ordnung gewesen zu sein, wie solche in China hin und wieder vorkommen.

Jedenfalls hat das nichts mit den christenfeindlichen Kundgebungen am Yangtsekiang zu thun. Um eine Wiederholung derartiger Unruhen zu verhüten, ist es in erster Linie erforderlich, daß die von Hunan ausgehende schamlose Litteratur energisch unterdrückt werde. Wenn Schandschriften über das Christentum, in denen der Ausdruck „Religion der Schweine“ noch zu den milden gehört, ungestört und ungestraft in China von Gebildeten und Ungebildeten gelesen und verbreitet werden können, dann ist natürlich eine Wiederkehr solcher Unruhen, wie wir sie kürzlich erlebt haben, zu jeder Zeit möglich. Die obersten chinesischen Behörden in Hankau scheinen jetzt, betroffen über die Entrüstung, die die von Dr. John berichteten Thatfachen unter allen Ausländern hervorgerufen haben, strenge Maßregeln ergreifen zu wollen. Sollte es gelingen, dem Aufruhr ein Ende zu machen, so würde dem genannten Missionar, der in stiller und bescheidener Weise zum Wohle sämtlicher Ausländer gearbeitet hat, das Hauptverdienst an der Besserung der Zustände zuzuschreiben sein.

Guter Lesestoff fürs Volk. Von verschiedenen Seiten bemüht man sich neuerdings, guten Lesestoff — d. h. wirklich oder vermeintlich guten — unter dem Volke zu verbreiten. Allzugroß sind die Erfolge nicht; guter Wille und auch Geld sind vorhanden, die Schwierigkeit aber besteht darin, die Volksausgaben und

die Schriften fürs Volk wirklich bei dem Volke einzubürgern. Abgesehen davon, daß eigentlich niemand zum Volke gezählt werden will, der kleine Landmann liebt das Blättchen, das für seine Gegend die amtlichen Verkündigungen und zugleich die landwirtschaftlichen Anzeigen bringt, der Arbeiter, der noch nicht Sozialdemokrat ist, der kleine Handwerker zc. lesen das billigte Käseblatt des Ortes, aber damit ist ihr Lesebedürft auch reichlich gestillt. Daher ist schwer mit weiterem Gedruckten dort anzukommen. Was könnte man thun? Jene Blätter zu verdrängen ist unmöglich, wie Jeder weiß, der die Dinge auch nur aufs oberflächlichste kennt. Nun könnte man versuchen, mit jenen Blättchen in Verbindung zu treten, ihnen für den Unterhaltungsteil, den sie ja alle haben und haben müssen, guten Stoff frei zur Verfügung stellen. Aber auch das ist oft schwer und müßlich, denn gerade so ein kleiner Redakteur, der gewöhnlich zugleich der Verleger und Drucker ist, will sich nicht in seinen Kram hineinreden lassen, und außerdem weiß er zur Genüge, wozu seine spannenden Feuilletons und die Mordthaten im Vermischten nötig und gut sind. Da hat nun ein württembergischer Pfarrer einen Ausweg gefunden und flugs thatkräftig beschritten: er begründete auf eigene Faust ein von ihm selbst redigirtes Beilagenblatt und benutzte für dieses die kleinen Zeitungen als Fuhrwerk und Bestellboten; die kleinen Redakteure oder Verleger nehmen natürlich das Beiblatt gern an und kümmern sich nicht weiter um dessen Inhalt. Worin besteht nun aber dieser Inhalt? Hier ist womöglich das Vorgehen des klugen und wohlwollenden geistlichen Herrn noch origineller und förderlicher. Statt sich an den Genius Hermann Heibergs oder Sudermanns zu wenden, dachte er: Da haben wir nun die reichen Vorratskammern unsrer großen und schönen Literatur auf der einen Seite und das geistig darbenende und doch so empfängliche Volk auf der andern, man braucht also nur zu vermitteln. So griff er denn frisch und mit sicherem Blick in jene lebendigen Schätze hinein. Daher heißt das Autorenverzeichnis des ersten Jahrgangs seines Blattes (1891, „*Stimmen der Väter*“ hat er es genannt): Luther, Hans Sachs, Mathias Claudius, Goethe, E. M. Arndt und Uhland. Und prächtige Stücke haben er und die paar Freunde, die helfen, ausgewählt. Im Laufe dieses Jahrgangs sollen unter andern Moltke und Bismarck Mitarbeiter werden. Die Leser bewältigen die vier Seiten aller vierzehn Tage gern und disputiren eifrig darüber. Dem einen ist die Beilage zu fromm, dem andern zu weltlich u. s. w. Desto besser.

Der Verfasser dieser Zeilen steht sowohl den geistlichen als den württembergischen Kreisen fern. Er lernte das Blatt durch freundliche Zufallsverbindung kennen und möchte nun auch andre Kreise dazu anregen, mit dem Herausgeber Pfarrer Dr. Losch in Erkenbrechtsweiler, Oberamt Mürtingen, in Verbindung zu treten. Die Bühlersche Buchdruckerei in Urach würde für geringen Preis die Auflage erhöhen und die nötigen Exemplare liefern; verdienen will ja niemand weiter dabei.^{*)} Kein kirchliche Blätter werden vielleicht an manchem frischen und muntern Stück in den „*Stimmen der Väter*,“ z. B. den Hans Sachs'schen, Anstoß nehmen; deshalb werden sie ja auch bei den untern Schichten nicht warm. Aber hier und da finden sich vielleicht sonst einer oder mehrere, die die paar Pfennige aufbringen und dafür sorgen, daß das vortreffliche Sonntagsblättchen den ihnen erreichbaren Amtsankundigern oder sonstigen kleinen Blättern ihrer Gegend beigelegt werde, und diese ihrerseits werden das des eignen Vorteils wegen gewiß gern annehmen.

^{*)} Etwa gewünschte vorherige Auskunft giebt auch gern Prof. Dr. Heyck in Freiburg i/B. Grenzboten I 1892

In usum Delphini. Wir stehn nicht bloß unter dem Zeichen des Verfehls, wir kämpfen auch wacker gegen die Unsitlichkeit, und da nicht früh genug damit begonnen werden kann, so hat natürlich schon die Schule die Aufgabe, alles auszuschließen, was ein zartes Seelchen beleidigen könnte, namentlich das einer höhern Tochter. Vor kurzem brachte eine Zeitung eine Probe von der Art, wie in den Lesebüchern die bekanntesten Lieder für Mädchenschulen zubereitet werden. Da ging zwar auch das Mühlenrad in einem kühlen Grunde, aber nicht mein Liebchen war verschwunden, das wäre doch gar zu anstößig gewesen, nein, der Onkel war so gütig gewesen, für das Liebchen einzutreten, und hatte sich aus dem Staube gemacht. Leider war nicht mitgeteilt worden, ob er Treue versprochen und einen Ring dabei gegeben habe, und vielleicht war das Ganze nur eine scherzhafte Erfindung, aber dann war die Erfindung gut, denn selbst an Liedern, die von dem stärkern Geschlecht auf Gymnasien und Realschulen gelesen und gesungen werden sollen, nimmt man Veränderungen vor, die ebenso geschmacklos wie unnütz sind. In dem sonst recht guten Chorbuche von Sering, königlich preussischem Musikdirektor zu Straßburg, steht das prächtige Lied Soldatenabschied von Hoffmann von Fallersleben, oder vielmehr nach Hoffmann, denn der Dichter würde sich sehr wundern, wenn er sein Kind in diesem Aufzuge sähe. Lieblich singt zwar die Nachtigall bei Sering wie bei Hoffmann, aber der vorsorgliche Pädagog läßt sie nicht vor dem Hause des Liebchens ihr Lied anstimmen, sondern schickt sie vor Waters Haus. Allerdings sieht man nicht recht ein, was die Nachtigall, die so gern Liebende belauscht, mit dem Vater und dem Sohne zu thun hat. Kommen die denn auch am liebsten im Abenddunkel zusammen, wenn die Nachtigall singt? Aber was braucht man auch alles einzusehn, kurz, Sang und Schall ist verklungen, und das Lieben — nein, nicht das Lieben, die Freude ist nun aus. Der arme Junge, dessen einzige Freude es war, mit dem Vater zu plaudern, wenn die Nachtigall dazu sang! Die Mutter war wohl schon lange tot, und Geschwister hat er wahrscheinlich nie gehabt. Man möchte vor Mitleid weinen! Warum er dann freilich im zweiten Verse alle Liebe in sein Bündel schnürt, damit niemand etwas davon merke, das begreift man wieder nicht, denn daß er seinem Vater gut ist, kann er doch jedem sagen; aber es geschieht eben viel unbegreifliches. Setzt wundern wir uns schon nicht mehr, daß der junge Krieger auch noch den letzten Vers übernimmt, während der Dichter hier das Mädel zum Worte kommen läßt, der Vater ist wahrscheinlich zu gerührt. „So reich mir denn noch mal die Hand, herzlichster Vater du, und bitt für mich im fernen Land, wenn du dich legst zur Ruh.“ Das klingt freilich, als zöge der Vater ins ferne Land, aber wir wissen ja, daß der Sohn wegzieht, dagegen wissen wir nicht, was für eine Ruhe gemeint ist. Die Nachtruhe? Auch schon die heutige? Da kann doch der Sohn noch nicht im fernen Lande sein! Oder der Tod? In der Regel erwartet zwar der Soldat, der in den Kampf zieht, eher den Tod als die Zurückbleibenden, aber freilich, dieser Vater macht einen so traurigen Eindruck, daß das Schlimmste für ihn zu befürchten ist; also wird wohl der Tod gemeint sein. Daß die Melodie zu einem so herzbrechenden Abschiede gar nicht passe, ist wohl nur eine Laienansicht.

Was nützen nun die Änderungen? Die großen Schüler, die das echte Lied glücklicherweise meistens kennen, lachen über diese Versuche, sie vor Schaden zu bewahren, denn sie haben doch schon von ganz andern Dingen gehört als von der Soldatenliebe. Und die kleinen? Die wissen auch schon, daß Brautleute einander gern haben, und daß Lieben kein Verbrechen ist. Also, mehr Achtung vor unsern Dichtern und mehr Verständnis für die Jugend!

Die Prahlucht am Grabe. Der schöne Brauch, den Toten als Zeichen der Liebe einen Kranz mit ins Grab zu legen, ist nachgerade zum Mißbrauch geworden. Aus den bescheidenen Kränzen, die in ihren Mäßen doch immer an den ursprünglichen Zweck des Kranzes erinnerten, das Haupt des Menschen zu schmücken, sind Kränze von Wagenradgröße geworden. Die hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Kunst wurden einst mit einem schlichten, aus wenigen zählbaren Blättern bestehenden Lorbeerkranz geehrt; wenn heute Hinz oder Kunz, das Mitglied des Vergnügungsklubs „Hilaria,“ die Augen schließt, werden ganze Lorbeerbäume entblättert. Du armer, armer Lorbeer, wie bist du heruntergekommen! An die Stelle des Palmenzweiges sind die großen, mächtigen Wedel der Fächerpalme getreten, am Stiel mit einem sogenannten Blumenarrangement belastet. Das möchte ja nun alles hingehen; aber wer sich so viel kosten läßt, will auch nicht im Verborgnen bleiben. So wird denn an dem Lorbeerwagenrad eine Schleife von Handtuchgröße befestigt, auf der in dicken goldnen Buchstaben der Name des Gebers steht. Wer jetzt den Sarg sieht, weiß auch gleich, wer die sind, die ihn so schön (!) geschmückt haben. Aber am Begräbniß nehmen doch nur wenige teil, könnten nicht auch andre davon erfahren? Nichts leichter als das; der Blumenhändler ist sofort bereit, das „Arrangement“ mit der Schleife in seinem Schaufenster auszustellen, und so weiß denn bald die ganze Stadt, was für noble Freunde der Verstorbne gehabt hat! Eine einzige Steigerung wäre noch möglich, wenn nämlich unter dem Namen des Gebers in noch dickern Buchstaben der Preis genannt würde. Dann hätte man doch sofort einen Maßstab für den Schmerz der Leidtragenden. Vielleicht erleben wir das auch noch. Wo bleibt aber die Liebe, die sich nicht aufbläht, die sich nicht ungeberdig stellt, die nicht das Ihre sucht? Wahrhaft wohlthuend wirkte es, als neulich in der Kreuzzeitung in einer Todesanzeige zu lesen war: Blumenschmuck wird auf besondern Wunsch des Verstorbenen dankend abgelehnt.

Nicht schielen! Der „Export,“ Organ des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, bringt in der neuesten Februarnummer einen Leitartikel über das Volksschulgesetz, der es nicht verdient, daß er klanglos versinke. Wir möchten vielmehr folgendem Satze ein schallendes Echo erwecken. „Wenn ganz Deutschland (infolge der Annahme des Gesetzes) auf gesetzmäßiger Grundlage der religiös-politischen Reaktion in die Arme fällt, so werden die Folgen davon auch im Auslande und auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sich nicht so leicht verwinden lassen. Ein kulturpolitisch fortschreitendes liberales Deutschland wird in England, Amerika, Italien u. s. w. Freunde und Allianzen finden, ein mit feudalen Velleititäten verbündetes und mit Hilfe gesteigerten päpstlichen Einflusses orthodox regiertes Deutschland wird „draußen“ sicherlich kein Zutrauen erwerben, einfach weil der größte Teil namentlich des gebildeten und am Kulturfortschritte arbeitenden Auslandes für ein solches Deutschland — abgesehen etwa von Rußland — kein Verständnis besitzt. . . . Einem den geistigen Anforderungen der Zeit Rechnung tragenden, im Übrigen recht wenig geschickt regierten Frankreich hat das Ausland seine Würdigung nicht versagen können. Und was das „Ausland“ meint, ist denn doch nicht gleichgiltig genug, um unbeachtet zu bleiben. Diese gute Meinung ist von symptomatischer Bedeutung für die reale, sittliche wie materielle Kraft, die einem Lande innewohnt, und die eine werdende Weltmacht wie Deutschland auf die Dauer nicht entbehren darf! Das sollten doch auch unsre Hyperventilisten bedenken, denen so wenig an der Meinung des Auslandes liegt.“

Wir haben längst gewußt, daß in der Förderung deutscher Interessen im Auslande die Gefahr einer ausländernden Beurteilung deutscher Interessen im Inlande herankeimte, hätten es aber niemals für möglich gehalten, daß sie so früh so ins Kraut schießen würde. Der „Export“ hat stets das Vorrecht eigener Meinungen in den Kolonialfragen beessen, und wir haben uns gerade darum gewöhnt, seine Urteile mit Ernst aufzunehmen, auch wenn wir von ihm abweichen. Aber diesen Aussprüchen gegenüber möchten wir doch wünschen, allen Ernst abstreifen und den à la mode-Michel mit schallendem Gelächter begrüßen zu können. Leider ist die Sache wenig komisch, wenn auch eine tiefe Ironie darin liegt, daß die Ausländerei heute im Gewande des sorgenvollsten Patriotismus auftritt. Trübe stimmt die Unausrotbarkeit dieses Lasters, die Unbelehrbarkeit, die wir von neuem nach einer so langen und schweren Lehrzeit sich bezeugen sehen, die alte Blödsinnigkeit des geistigen Blickes, auf die sich diese Anschauungen gründen. Wenn wir auf irgend einem Gebiete dem ganzen Ausland Anerkennung abgewonnen haben, so ist es auf dem der Schule, und nichts hat die ernstesten französischen Beurteiler zu reicherm Lobe hingerissen, als der Religionsunterricht und die Innigkeit der Verbindung mit der Kirche, den unsre Schule noch zu bewahren verstanden hat. Der Vorrang wird Deutschland auf keinem Boden so allgemein zugestanden, wie auf dem der Schule. Und da sollten wir uns bei einer innern Angelegenheit, bei einer Neuordnung des Volksschulwesens, von der niemand im Ernste behaupten kann, daß sie uns diesen Vorrang nehmen könne, nach dem Urteile von Völkern richten, die gerade im Schulwesen noch große Schritte zu machen haben, um uns gleich zu kommen?

Aber gesetzt auch, es bestünde Gefahr, daß unsre Schulen Schaden nehmen, wäre nicht noch größer die Gefahr des unselbständigen Schielens nach außen, das uns die Erwägungen des „Exports“ empfehlen? Das beste Mittel, die Achtung des Auslands zu bewahren, besteht in dem ruhigen, um fremdes Urteil unbekümmerten Fortgehen auf dem für richtig erkannten Wege. Nicht die Schwankungen der innern Politik, sondern ihre Schwankungen schaden unserm Ansehen. Selbst das Frankreich Napoleons III., mit dem Deutschland nie zu vergleichen sein wird, war in ganz Europa geachtet, so lange es den Eindruck des Selbstvertrauens hervorzurufen wußte; Deutschland stand nie tiefer als in der Zeit, wo es sich bestrebte, liberalen Mustern in Frankreich, Belgien u. s. w. näher zu kommen. Das Ausland fragt nicht nach unsern Einrichtungen, sondern nach unsern Leistungen, nicht nach dem, was wir wollen, sondern nach dem, was wir können. Nur die geschlossene, in sich feste Existenz imponiert, diese verlieren wir aber von dem Augenblicke an, wo wir den Maßstab für die in uns wohnende „reale sittliche wie materielle Kraft“ von dem Urteil des Auslandes abhängig machen. Auch vom Volke gilt, was der Dichter vom Einzelnen singt:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit.

Das fehlte noch! rief der Abgeordnete Rickert, als der Justizminister die Annahme zurückwies, er habe unter dem Druck der Volksversammlungen eine strenge Untersuchung des Xantener Mordes angeordnet. War denn Herr Rickert vor einem Jahre so enttäuscht, als in Volksversammlungen die Aufhebung der Getreidezölle verlangt wurde? Würfte er nicht auch heute die Regierung loben, wenn sie den Ansturm des gelehrten und des ungelehrten Volkes gegen das Schulgesetz gar nicht beachtete?